

PROLOG

Die Nacht, in der meine Mutter starb, erscheint mir bis heute wie ein übler Traum. Er haftet an meiner Seele und gibt mir Rätsel auf. Die Ärzte haben die Beatmungsmaschine abgestellt. Den Bruder an meiner Seite, sitze ich noch lange bei ihr, wir betrachten sie, fassen sie an und streicheln sie, weinen. Hat sie nun endlich ihre Ruhe? Nach Stunden beschließen wir erschöpft, uns von ihr zu trennen. Wir verlassen die Intensivstation, hinaus in die Dunkelheit. Es kommt mir wie Verrat vor, meine Mutter in diesem fremden Zimmer allein zurückzulassen. Ich möchte sie beschützen, aber es ist zu spät. Ich werde sie nie wiedersehen, es fällt mir sehr schwer loszulassen. In meinem Kopf ist ein Durcheinander. Ich rufe Melodien zu Hilfe, doch die sonst so geliebte Musik tönt in der Erinnerung schrill und schräg, es gibt jetzt keinen Trost, orientierungslos stolpere ich aus dem Krankenhausgebäude.

Schweigend steigen wir in den Wagen auf dem Parkplatz und fahren los, vorbei an ihrem Krankenzimmer. Ein letzter Blick auf den Flachbau, in dem meine tote Mutter hinter Jalousien liegt – sie oder das, was von ihr übrig geblieben ist. Johann Heinrich drückt aufs Gas, das Krankenhaus verschwindet hinter uns. Ich hasse diese Nacht, ich hasse den verheißungsvollen Frühling, der sich um ihren Tod nicht schert. Wenigstens das Wetter ist rücksichtsvoll und hat sich unserer Trauer angepasst, denn es ist kalt und gießt in Strömen. Völlig benommen fahren wir durch die schlafende Stadt

und durch spritzende Pfützen zum Hotel. Mein Bruder und ich legen uns ins Bett und sprechen noch lange miteinander, über unsere Mutter, ihr Leben, ihr viel zu frühes Ende. Schlafen können wir beide nicht.

Sie war zu Hause in die Badewanne gerutscht. Darin war nichts als brühend heißes Wasser aus dem Boiler. Wahrscheinlich war sie nicht nüchtern gewesen und hatte vergessen, rechtzeitig kaltes Wasser einlaufen zu lassen, vielleicht hat sie auch das Gleichgewicht verloren, war ausgerutscht, kann sein, dass ihr in dem Moment alles egal war, sie mit der Gefahr geliebäugelt hat, was weiß ich. Hier mit Johann Heinrich, in diesem mickrigen Hotelzimmer, an dessen Fenster der Regen prasselt, kann ich die Bilder aus meinem Kopf nicht verbannen – nie mehr werde ich sie verbannen können. Ich habe meine Mutter noch lebend gesehen. Sie war an ein Atemgerät angeschlossen, gänzlich verkabelt und bandagiert. Um ihre unerträglichen Verbrennungsschmerzen zu lindern, hatten die Ärzte ihr Morphinum gegeben. Die einzige Möglichkeit, wie diese einst so ausdrucksstarke Frau mit mir kommunizieren konnte, war, die Augenlider oder die Finger zu bewegen. Jedes Mal, wenn sie aus den Tiefen des Rausches erwachte und mich erkannte, weinte sie. Mammele, halte durch!, flehte ich sie in Gedanken an und konnte nicht einmal ihre verkabelte Hand drücken.

Doch sie hat nicht durchgehalten. Immer hatte ich mich vor dem schlimmsten aller Fälle gefürchtet, denn der Tod war bei uns stets gegenwärtig. Er hauste im Schlafzimmer meiner Mutter, wohin sie sich verkroch, wenn es ihr schlecht ging. Das Phantom, das mich jahrzehntelang bedrohlich begleitet hatte, mein Altraum, war Wirklichkeit geworden: Sie war tot. Vierundsechzig Jahre alt. Am meisten tat diese Endgültigkeit weh, wo es doch noch so viel zu klären und zu verstehen gegeben hätte. Und so viel zu fragen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, sie habe mit dem Sterben auf uns gewartet, bis wir sie in den Armen hielten und sie endlich gehen konnte. An mir

nagte trotz aller rationalen Erklärungen das schlechte Gewissen, nicht schon eher zu ihr ins Krankenhaus gekommen zu sein, sodass sie sich, das berichtete eine Krankenschwester, an den Fotografien ihrer beiden Kinder festhalten musste; sie soll sich sogar geweigert haben, diese Fotos loszulassen, sah sie immer wieder an, schlief mit ihnen ein. Wie einsam sie gewesen sein muss.

Als mein Bruder und ich nach ihrem Tod in ihre Wohnung fuhren, brach die Vergangenheit über uns herein. Es war peinlich genug, in ihren eleganten Dessous und teuren Designerkleidern wühlen zu müssen, aber noch unangenehmer war es, die Berge ihrer ungeordneten Briefe und Fotos zu sichten. Es war wie ein Tabubruch. Unter den Briefen fanden sich Liebesbriefe; Briefe von ihrer Mutter und ihren fünf Geschwistern, von meinem Bruder und von mir, Anwaltsbriefe. Vieles konnte und wollte ich damals noch nicht lesen. Die Fotos dokumentierten ihr Leben, überwiegend aus ihrer Jugendzeit und später als verheiratete Frau, vor allem aus den Zeiten, in denen sie bildschön und aufregend attraktiv war. Lange bevor ihre Depression und die Sucht sie veränderten.

Einige Fotos zeigten ihren Vater Hanns Ludin. Mein Großvater Hanns war Hitlers Gesandter in der Slowakei und ist dort 1947 als Kriegsverbrecher verurteilt und gehängt worden. Neun Minuten soll er am Galgen gehangen haben, bis er qualvoll erstickte. Meine Mutter war zu jenem Zeitpunkt vierzehn Jahre alt und die Älteste von sechs Geschwistern. Als Erstgeborene war sie sein Lieblingskind, eine Vatertochter. Die Möglichkeit zu trauern hatte sie damals und auch später nicht. Da nahm das Elend seinen Lauf, erst heimlich, schleichend, später dann brüllend und immer rasender.

Mein Vater sagt, meine Mutter habe sich, schon kurz nachdem ich und dann mein Bruder zur Welt gekommen waren, viel ins Bett zurückgezogen und Menschen um sich geschart, die ihr gut, aber vergeblich zuredeten. Ich habe daran keinerlei Erinnerung. Sowieso kann ich mich meiner frühen Kindheit

kaum entsinnen, ich verbinde damit lediglich unbestimmte Gefühle und einige vertraute Gerüche, kann mir heute nur vorstellen, wie sich diese Zeit angefühlt haben könnte – meine Mutter in sich verschlossen im Bett, ich zupfe an ihrem Nachthemd und ernte Tränen. Mein Leben kann ich erst nahtlos zurückverfolgen, seit ich mit fünfzehn Jahren in eine englische Schule ging – fern der Mutter, was mich vor dem häuslichen Chaos gerettet hat. Für sie war mein Weggang ein weiterer Angriff auf ihre wunde Seele.

Natürlich weiß ich noch gut, wie sie mich eines Tages, fast »nüchtern«, sachlich informierte: »Ich habe mich letzte Nacht betrunken.« Es klang wie eine Ankündigung oder vielleicht sogar wie eine Drohung. Ich war gerade vierzehn Jahre alt – genauso alt wie sie, als sie ihren Vater verlor. Und ebenso wie sie sich damals nach dem Tod ihres Nazi-Vaters für ihre verzweifelte Mutter und ihre jüngeren Geschwister verantwortlich gefühlt hatte, übernahm nun ich zu Hause die Rolle der vermeintlich Starken, vernünftig und verständig, viel zu schnell »erwachsen«. Oft schien mir unsere Beziehung umgekehrt: Ich sorgte mich um meine Mutter, als wäre sie mein Kind. Heute denke ich, dass meine Mutter zu der ihren ein ähnlich verkehrtes Verhältnis hatte, denn sie behandelte sie oft wie ein unmündiges Geschöpf. Dabei verhielt sie sich einerseits herrisch, andererseits aber auch wie ein trotziges Kind, dem endlich einmal die Grenzen gezeigt werden müssten.

In ihrer Wohnung hatte meine Mutter fast ihre gesamte bewegte Vergangenheit aufbewahrt, und es war nach ihrem Tod die Aufgabe ihrer Kinder, sie zu ordnen. Sie hatte diese Aufarbeitung unbewusst uns überlassen. Im Schlafzimmer stand noch immer der Koffer, den sie vier Monate zuvor mitgenommen hatte, als sie mich und meine Familie an Weihnachten besuchte. Sie hat ihn nach ihrer Rückkehr nie ausgepackt. Auch ich habe ihn jahrelang so belassen, wie er war, weil er so etwas wie die letzte Reise meiner Mutter zu mir symbolisierte. Manchmal habe ich mir ein Kleidungsstück herausgeholt und

meine Nase darin vergraben, um mich an ihren Geruch zu erinnern, den die Wolle bewahrt hatte. Wie hatte sie sich bei diesem letzten Besuch bei mir und meinen Kindern bemüht, alles richtig zu machen! Ich blieb jedoch verschlossen, ich konnte ihr nicht ins Gesicht sehen, aus Angst, ihr wieder zu erliegen und neue Enttäuschungen zu erleben. Sie wird mein Verhalten als Ablehnung wahrgenommen haben; manchmal konnte ich den Schmerz in ihrem Gesicht sehen. Dabei hatte ich so eine Sehnsucht nach ihr, Sehnsucht danach, dass alles gut werden würde.

Ich habe die Wohnung meiner toten Mutter zwar geräumt und ihre Briefe und Fotos in Kisten verpackt, aber erst jetzt, sieben Jahre nach ihrem Tod, habe ich begonnen, mich mit den Inhalten auseinanderzusetzen. Ich musste eine innere Hürde überwinden. Freilich hatte ich vor der Beerdigung schon viele Briefe gelesen und einige dazu verwendet, um eine Totenrede für meine Mutter zu schreiben. Erst allmählich komme ich aber dazu, die einzelnen Stränge unseres familiären Beziehungsgeflechts zu entwirren und Zusammenhänge zu verstehen. Die Briefe entwickeln ein Eigenleben und entfalten vor mir eine aufregende Geschichte. Es ist die Geschichte meiner Mutter, einer Nachkriegsfrau, deren Leben mit dem ihrer Eltern eng verknüpft ist – und meines mit ihrem. Einige Verwandte haben mich während des Schreibens gefragt, warum ich über meine Mutter nicht unabhängig von meinen Großeltern erzählen könne, die hätten mit ihrer traurigen Entwicklung doch kaum etwas zu tun? Ich kann ihnen bei aller Liebe und allem Respekt für ihre Gefühle diesen Gefallen nicht tun, weil es bedeuten würde, zu ignorieren, woher wir kommen, wo wir heute stehen und wohin wir gehen.

In unserer Familie herrschte stets eine immense Abwehr gegen alles »Böse«: Der Vater, mein Großvater, galt als »guter Nazi«, als einer, der angeblich nicht wusste, welche Folgen seine politischen Positionen und seine Taten hatten. Einer, der zwar Deportationsanordnungen für slowakische Juden unter-

zeichnet hatte, aber doch angeblich nicht ahnen konnte, dass diese Juden keineswegs in Arbeitslager kamen, sondern ermordet wurden. Einer dieser vielen »unschuldigen« Nationalsozialisten. Oder selbst ein Opfer seiner Zeit, wie es bei uns auch heißt. Mein Großvater – Täter, Opfer, ja was denn nun? Seine Frau, meine geliebte Großmutter, haben wir alle angehimmelt: Sie verkörperte das Gute, ja sie war fast unsere Königin der Gerechten. Dabei waren auch dieses immerzu Gute, diese Toleranz, diese Güte und diese Besonnenheit eine Form der Abwehr. Meine Großmutter hat ihre sechs Kinder im Glauben an den guten Nationalsozialisten erzogen; sie hat ihnen beigebracht, nur seine guten Seiten zu sehen, und ein guter Mensch kann keine Verbrechen begehen. Alles, was in das makellose Bild nicht passte, durfte nicht sein, wurde verschwiegen, wegdiskutiert, schöngeredet. Die Täter, das waren die vulgären Nazis, nicht wir, das können wir gar nicht sein, denn wir sind gebildet und kultiviert. Nur meine Mutter war mitunter »böse« – wenn sie alkoholisiert war, wütete, schimpfte, verurteilte sie. Selbst ihr Vater war dann nicht mehr der holde Judenretter, sondern ganz ordinär: ein Schwein. Als Einzige in der Großfamilie ging sie gelegentlich ziemlich respektlos mit ihrer Mutter um, der von uns verehrten, schönen alten Dame. Ich habe nie verstanden, warum sie meine Großmutter so hässlich behandelt hat.

Meine Mutter, so heißt es in meiner Familie, sei psychisch erkrankt, weil sie in der Kindheit unter plötzlicher Gewichtszunahme gelitten hatte, die durch eine Hormonstörung entstanden sei. Außerdem habe sie nie verwinden können, dass sie wegen ihrer schwachen Schulleistungen früher als ihre Geschwister das Internat verlassen musste und das Abitur nicht machen konnte. Zur Familienlegende gehört auch, dass ihr Ehemann, mein Vater, sie zum Trinken animiert, ja sie zum Trinken schon fast genötigt habe und sie später die Trennung von ihm nicht verkraftete, weshalb sie depressiv und Quartalsrinkerin geworden sei. In der Familie habe es zudem mehrere

Schwermütige gegeben, bei meiner Mutter sei das also schon genetisch angelegt gewesen. Viele Jahre habe ich all das irgendwie auch geglaubt. Einen Grund oder einen Namen brauchte auch ich für ihre Leiden. Lange habe ich nicht verstanden, unter welchem Dilemma sie litt, habe sie moralisch unter Druck gesetzt, ihre Pflichten als Mutter eingefordert, versucht, sie von meiner Sicht der Dinge zu überzeugen. Dabei war sie auf ihrem Weg des schleichenden Selbstmords völlig unerreichbar und ich habe ihr mit meinen hilflosen Predigten nur noch mehr wehgetan. Sie hat mir oft erwidert: »Warte nur ab, bis du mal in meine Lage kommst!«, was ich als boshafte Drohung empfand, denn ich war doch nicht sie und was hatte ich schon mit ihrem Leid zu tun. Genauso entsetzlich fand ich es, dass sie am Frühstückstisch einmal das Messer an den Hals setzte und mit düsterer Stimme sagte, es sei wohl gescheiter, sie brächte sich um. Mein Bruder war da noch keine elf Jahre alt. Ihre Schreie aus dem Schlafzimmer gehen mir noch heute durch Mark und Bein, und wenn mitten in der Nacht plötzlich das Telefon klingelt, schrecke ich hoch und denke panisch, sie sei dran, um in ihrer höchsten Not, ohne Rücksicht auf die Uhrzeit, meine Aufmerksamkeit einzufordern. Meine Mutter hat meine Liebe zu ihr stark strapaziert.